

Nr. 102 Bydgoszcz, 5. Mai Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(17. Fortsetzung.) ——

Herr Juranitsch erwies sich an diesem strahlenden Frühlingsmorgen als ein — wenn auch bejahrter — Sportsmann, der mit lächelndem Mund manchen Kinnhaken zu nehmen wußte. Dies freilich hinderte ihn nicht, auch seinerseits welche auszuteilen, sei es auch nicht mit unfreundlicher Absicht — die Periode der Feindseligkeiten schien endgültig der Vergangenheit anzugehören — sondern lediglich, um das Gleichgewicht auszubalancieren.

„Darf ich", fragte er scheinheilig, „mich erkundigen, von wem Ihnen diese Informationen gekommen sind?"

„Das ist völlig gleichgültig", sagte Cannenburgh und hielt nichtsahnend sein Kinn hin, auf das nunmehr Juranitsch durchaus zart und liebevoll zu landen vermochte.

„Dieser Gödöllö" sagte Juranitsch und stocherte mit einem Bleistift ohne erkennbare Absicht im Aschenbecher umher, „ist ein recht närrischer Mensch und erscheint mir nicht als ein geeigneter Umgang für einen Mann wie Sie, Herr Doktor."

Cannenburgh zog nur die Augenbrauen empor. „Sie spitzeln mir nach? Schön. Darf ich jetzt erfahren, zu welchem Zweck Sie mich hierherkommen ließen?"

Juranitsch lachte strahlend. „Wir kommen gleich zur Sache, lieber Freund, aber zuvor müssen Sie mir versprechen, daß Sie nicht wieder böse werden! Sie wissen, ich tue nur meine Pflicht. Also um es kurz zu machen: Ich habe mir erlaubt, Ihnen gestern unauffällig Fingerabdrücke abzunehmen — o bitte, bitte, Sie haben versprochen, nicht böse zu sein, und es ist ja nun auch alles in bester Ordnung Ich brauche diese Fingerabdrücke, und ich habe mich bemüht, es möglichst diskret zu machen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Heute morgen bekam ich aus Bukarest Golowins Fingerabdrücke. Nun ist alles aufgeklärt. Sie sind nicht Golowin."

Cannenburgh lachte hell auf. „Das", sagte er ironisch, „ist für Sie vielleicht eine Offenbarung. Für mich jedoch ist es durchaus keine Überraschung, zu erfahren, daß ich nicht Golowin bin!"

Juranitsch seufzte. „Ich weiß, Sie haben keine gute Meinung von mir, und ich kann es auch verstehen, wenn ich mich in Ihre Lage versetze. Aber ich mußte Sie so lange zurückhalten, bis ich von Bukarest die Fingerabdrücke bekommen hatte. Immerhin, das werden Sie mir zugeben, habe ich mich mit Takt und Anstand der Aufgabe entledigt."

„O gewiß", höhnte Cannenburgh, „Sie hätten mich ja auch einfach ins Gefängnis stecken können! Nun muß ich Ihnen wohl noch dafür danken, daß Sie mich lediglich meinen Zug versäumen ließen! Aber was, wenn ich tatsächlich Golowin gewesen wäre? Was hätten Sie dann getan? Das interessiert mich."

Juranitsch lächelte. „Sie sind ein unverbesserlicher Idealist, Herr Doktor. Sie lassen sich von Madeleine Rado und diesem verrückten Gödöllö einreden, daß Golowin ein unschuldsvoller Engel ist. Sie glauben, ich hätte keine Handhabe gegen ihn. Aber auf jeden Fall hätte ich ihn sofort verhaftet, und sei es nur wegen falscher Namensführung. Leider Gottes —"

„Leider Gottes bin ich Cannenburgh und nicht Golowin. Ich verstehe, daß Sie das brennend bedauern. Ich kann aber Ihnen zuliebe keine Schandtaten begehen, nur damit Sie das Vergnügen haben, mich verhaften zu können. Das müssen auch Sie wieder verstehen."

Juranitsch blinzelte gegen die Sonne, die durch das geöffnete Fenster hereinfiel. Dann legte er sein Gesicht in ernste Falten. „Ich bitte Sie in aller Form, den Zwischenfall, den ich zutiefst bedaure, zu entschuldigen. Sollten Sie Schadensersatzforderungen irgend welcher Art erheben, dann bin ich bereit, diese auf dem amtlichen Weg —"

Cannenburgh winkte ab. „Erledigt, erledigt." Plötzlich zog er sich im Sessel hoch und sah Juranitsch an. „Hören Sie", sagte er, „wieso hat man denn in Bukarest Fingerabdrücke von Golowin? Von unbescholtenen Menschen pflegen doch keine Fingerabdrücke aufbewahrt zu werden?"

„Unbescholten", sagte Juranitsch und blickte betrübt vor sich hin, „war Golowin nicht. Er hat in Bukarest eine Gefängnisstrafe abgesessen. Leider nur wegen Körperverletzung, das heißt, mehr konnte man ihm nicht nachweisen. Es ist immer dasselbe."

„Kennen Sie die Geschichte dieser Körperverletzung?" fragte Cannenburgh.

„Das nicht, aber —"

„Also!" versetzte Cannenburgh nicht ohne Befriedigung. „Dann wollen wir doch lieber das Spiel der freien Phantasie ausschalten. Körperverletzung kann unter Umständen eine durchaus ehrenwerte Tat sein."

Juranitsch lachte. „Dann hätte man keine Fingerabdrücke von ihm gemacht. Dies geschieht nur dann, wenn der dringende Verdacht einer verbrecherischen Rückfälligkeit —"

„Tatsachen", unterbrach ihn Cannenburgh, „bitte Tatsachen! Das Urteil lautete auf Körperverletzung, wie Sie selbst zugeben, und das, muß ich sagen, macht noch lange keinen Schurken aus."

„Sie, Herr Doktor", sagte Juranitsch leicht erbost, „bekommen doch keine Provision von Golowin für Ihre komische Parteinahme! Was geht Sie der Kerl an?"

„Viel und nichts", versetzte Cannenburgh mit einer Entschlossenheit, die Juranitsch leicht verwirrte. „Ihre Weltanschauung, Herr Polizeipräsident, gebietet Ihnen, im Menschen nur das Böse zu erblicken. Ich hingegen bin der Überzeugung, daß es nur sehr wenig böse Menschen auf dieser Erde gibt."

„Schade", sagte Juranitsch spöttisch, „daß Sie nicht Kriminalist geworden sind!"

„Ich würde mein Augenmerk jedenfalls auf andere Dinge lenken", antwortete Cannenburgh und stand auf.

Juranitsch erhob sich gleichfalls.

„Übrigens", sagte er, „wenn Sie zufällig nach Venedig kommen sollten — vergessen Sie dann nicht, sich Ihren Doppelgänger Golowin persönlich anzusehen. Er wohnt —" Juranitsch warf einen Blick auf den Notizblock auf seinem Schreibtisch — „er wohnt im Hotel Angleterre. Bereits seit mehreren Monaten."

Cannenburgh sah ihn verblüfft an. Dann lachte er grimmig und schüttelte den Kopf. „Welch ein Theater, dies alles! Welch nutzlose Vergeudung von Kräften! Was für ein Mißbrauch des amtlichen Apparats! Tant de bruit pour une omelette! Golowin sitzt frisch und munter in Venedig, seine Fingerabdrücke befinden sich in Bukarest, und ich — i c h, ein nichtsahnender Durchreisender gerate in die Fänge einer Inquisition, nur weil Herr Golowin dieselbe Nase hat! Ich muß schon sagen —"

Juranitsch lachte und rieb sich die Hände, als wäre ihm ein besonders lustiger Streich gelungen.

„Es handelt sich nicht um die Nase. So wie Sie vor mir stehen, sind Sie Golowin wie er leibt und lebt. Bei Gott! Und es würde mich nicht im geringsten wundern, wenn Madeleine Rado sich in Sie verliebt!" Er kicherte und versuchte Cannenburgh zuzuzwinkern, aber Cannenbrugh wandte sofort den Blick ab und griff nach seinem Hut.

Juranitsch zog sein Gesicht wieder in ernste Falten und sah ihn mit einem Ausdruck an, als würde er es übelnehmen, daß Cannenburgh nicht gewillt war, dies alles als einen netten Spaß zu betrachten.

„Übrigens", fuhr Juranitsch fort und trat mit krachenden Schuhen dicht vor Cannenburgh hin, „was Madeleine betrifft — sie hat in Ihrem Hotel übernachtet und — äh — ich schätze, sie hat zur Zeit keinen anderen Berater als Sie. Es wird wohl am vernünftigsten sein, wenn Sie ihr zureden, zu ihrer Mutter zurückzukehren und keine Dummheiten zu machen."

„Was nennen Sie Dummheiten?" fragte Cannenburgh und blickte nicht ohne Hochmut auf Juranitschs getupfte Krawatte.

„Dummheiten nenne ich alle Dinge, die extrem sind und nicht widerrufen werden können."

„Oh!" rief Cannenburgh, plötzlich sehr aufgeräumt, und wischte mit dem Ärmel über die Hutkrempe, „dann werde ich ihr zureden, unbedingt Dummheiten zu machen! Denn gerade die Dinge, werter Herr Polizeipräsident, die extrem sind und Gott sei Dank nicht widerrufen werden können, bringen einen Menschen vorwärts und geben ihm das Gefühl zu leben. Der berühmte goldene Mittelweg ist sehr empfehlenswert für behutsame ältere Herren, denen sowieso kein anderer Weg mehr offensteht. Wer aber einen Gewinn aus dem Leben ziehen will, muß den Mut zu großen Entscheidungen haben. Womit ich die Ehre habe, mich Ihnen zu empfehlen."

Juranitsch verzog weinerlich sein Gesicht.

„Wie schrecklich!" jammerte er, „welch ein Abgrund philosophischer Unkenntnis!" Er begleitete Cannenburgh bis auf den kahlen weißgetünchten Korridor, schüttelte ihm die Hand, wünschte gute Reise und bat abschließend nochmals um Entschuldigung wegen des bedauerlichen Mißverständnisses. Er stand in der Tür seines Zimmers und sah mit schräggeneigtem Kopf Cannenburgh nach, bis dieser an der Treppe verschwunden war. Dann ging er mit seinen schwebenden langen Schritten, als scheue er sich, den Fußboden mit seinem ganzen Gewicht zu belasten, schnell und mit entschlossenem Ausdruck zu seinem Schreibtisch zurück und ließ sich mit Hetty Rado, Madeleines Stiefmutter, verbinden.

Offenbar hatte er ihr eine nicht unwichtige Mitteilung zu machen.

Als Cannenburgh ein paar Schritte über die Straße gegangen war, fiel ihm beiläufig ein, daß es durchaus zweckmäßig wäre, sich ein Schild mit den Worten „Ich bin nicht Golowin", beglaubigt durch Stempel und Unterschrift des Polizeipräsidenten, um den Hals zu hängen. Denn wenn sein Erscheinen in den Straßen Boguslawas gestern einiges Aufsehen verursacht hatte, so wirkte es an diesem freundlichen und besonnten Morgen geradezu aufrührerisch. Gestern freilich hatte er für die ihm gezollte Aufmerksamkeit weder Erklärung noch Verständnis gehabt. Heute mußte er lächeln. Viele Menschen waren in den Straßen, denn Boguslawa pflegte früh zu erwachen. Schon um fünf Uhr war auf dem Marktplatz ein lebhaftes Treiben, die Bauernmädchen mit den bunten Kopftüchern und den erstaunlich stämmigen Waden rollten Wägelchen herbei und bauten Stände auf mit Obst, Gemüse, Käse, Butter und anderen ländlichen Erzeugnissen; Schuhmacher holten aus Kisten ihre Ware hervor und hingen sie an hölzerne Gestelle, Schuhe aller Formate, Röhrenstiefel, Filzpantoffel, Babyschuhe; Böttcher stellten blanke Tröge, Schüsseln und Fässer auf ausgebreitete Tücher; Karren knarrten über das holprige Pflaster; im noch kühlen, leuchtenden Morgen lag das muntre Geschnatter dieser sehr gesunden Menschen über der weiten Fläche, und der Duft von frischem Gemüse, Blumen, Knoblauch und Pfeifentabak gab dem Platz den Geruch des Marktes. Schon um sechs erschienen jene Hausfrauen, die das Beste vom Besten aus erster Hand zu erhalten wünschten, mit den Einkaufstaschen, um sieben kamen die Langschläferinnen und um acht, da klapperten nur noch die zerbrechlichen Absätze jener Damen über die buckligen Katzenköpfe, die einen Blumenkohl von einem Blaukraut nicht zu unterscheiden vermochten, obwohl sie silberne Lorgnons zierlich vor die langbewimperten Augen hielten

Jetzt, um zehn Uhr vormittags, da stand das Leben der Stadt schon im Zenith, für viele war der halbe Arbeitstag bereits vorbei und in den kleinen Wirtshäusern und Cafés saßen die Tätigen beim Gabelfrühstück zu kurzer Pause beisammen. Es war sehr viel Leben auf den Straßen, Stadt und Land in untrennbarer Vermischung.

Allein es waren nur die Städtischen, die sich von Cannenburgh so sehr in Erregung versetzen ließen; die andern wußten nicht, wer Golowin war und kannten den Namen Rado kaum, denn sie kamen morgens in die Stadt und fuhren nachmittags zurück in die umliegenden Dörfer, die ihre wahre Heimat waren.

Cannenburgh merkte deutlich, wie sehr er Aufsehen erregte. Das Gerücht, daß er unterwegs war, eilte schneller als seine Schritte, und die Neugierigen drängten sich zu schmalen Gassen zusammen und ließen ihn hindurchmarschieren wie einen Filmstar oder einen Preisboxer.

Die Ladenmädchen ließen fallen, was sie in den Händen hielten, eilten mit wehenden Locken an die geöffnete Ladentür, starrten ihm möglichst nahe ins Gesicht und ihre Herzen klopften hoch bis in den Hals hinauf.

Ein Briefträger, der soeben aus einem Hausflur hervortrat, verlor die Pfeife aus seinen Zähnen, so sehr überwältigte es ihn, plötzlich und ganz unerwartet jenen Mann leibhaftig vor sich zu sehen, der seit gestern abend wie ein böser Geist durch die Gehirne schwirrte und den Frieden der Einfältigen in Aufruhr gebracht hatte.

Cannenburgh schritt gelassen weiter und die starrenden Augen fühlte er nur wie dunkle Knöpfe an sich vorübergleiten, sehen mochte er sie nicht, er richtete den Blick geradeaus auf das schwarze Dach des Bahnhofs am Ende der Straße.

So ging er durch eine Gasse von stumm und ergriffen Gaffenden, die sich sofort hinter ihm zu einer erregt schnatternden Meute zusammenschlossen.

Es war ein fragwürdiges Gefühl für Dr. Friedrich Cannenburgh aus Wien, als er sich gestehen mußte, daß er in dieser fremden Stadt tatsächlich über Nacht berühmt — oder wie er bei sich sofrt verbesserte — berüchtigt geworden war. Er traf diese Feststellung nicht ohne reichliche Selbstironie; denn diese Popularität galt durchaus nicht ihm, seinen Leistungen oder persönlichen Verdiensten, sondern sie

galt einem Manne, dessen privateste Angelegenheiten — obwohl sie niemanden etwas angingen — in ihn hineinprojiziert wurden.

Cannenburgh gab sich nicht damit ab, die Bewegung der Seelen, die er verursachte, daraufhin zu untersuchen, ob sie von Wohlwollen oder Abneigung getragen war, denn er fühlte eine ziemlich starke Verachtung für alle jene, die ihre alberne Freude darin finden, das tiefste Innere ihrer Mitmenschen mit plumpen und unwissenden Händen aufzureißen und zu ihrem eigenen Ergötzen ans Licht zu zerren.

Ihm selbst war die Geisteswelt der kleinen Stadt zwar nicht aus eigenem Erfahren bekannt, doch hatte er sein bisheriges Leben in Krankenhäusern und Instituten verbracht und er kannte die unaufhörlichen, nie versiegenden Wellen von Klatsch, Verleumdung und Bosheit, die — anscheinend unvermeidbar — jede in sich geschlossene menschliche Gemeinschaft durchtränkten. Er hatte nie etwas anderes als Ekel für jede Art von Klatsch empfunden; und wenn er jetzt daran dachte, daß zu dieser Stunde auch in Wien, in seiner Abteilung III, der Klatsch wie ein jäh aufflackerndes Fieber verheerend um sich greifen würde, dann preßte er die Lippen zusammen und schüttelte sich in Abscheu und Verachtung.

Er sah mit einer fast visionären Helligkeit Fräulein Doktor Hutschenreutter, mit den vielen Bleistiften und Füllhaltern in der oberen Tasche ihres Laboratoriummantels, den „plötzlichen" Urlaub des Chefs des Abteilung verkünden, deutlich sah er, wie bei geducktem Kopf ihre klobige, nie gepuderte Nase den um sie versammelten Assistenten entgegenschnüffelte, er sah die drei Härchen an ihrem Kinn zittern, er sah die Assistentinnen sich mit den Ellenbogen anstoßen und er sah Prochaska, den alten Diener, an der Tür stehen, trübe glotzend, mit dem brüchigen Gummikragen. Der „plötzliche" Urlaub — so überlegte er, während er fern von Wien in dieser Stadt Boguslawa durch die ärmliche Gasse schritt — dieser Urlaub, zwar merkwürdig genug bei einem Manne, der niemals seine Arbeit im Stiche ließ, zumindest nicht, ohne mit seinen Mitarbeitern schon Wochen vorher die Arbeit einzuteilen, bot an sich keine Angriffsfläche für einen Klatsch. Allein die Hutschenreutter pflegte, wie er wußte, an den Wänden zu horchen. Er hatte keine Bedenken gehabt, als sie, seine erste Mitarbeiterin, ihm vor einigen Jahren eine freiwerdende Wohnung empfahl, die in ihrem Hause gelegen war. Seither hat er oftmals erfahren müssen, daß sie, obwohl er keinen privaten Umgang mit ihr hatte, erstaunlicherweise um Dinge wußte, die sich innerhalb seiner vier Wände abgespielt hatten.

Daraufhin gewöhnte er sich an, das Zimmer zu meiden, das an ihre Wohnung grenzte.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Pfitzner.

(Zu seinem siebzigsten Geburtstag am 5. Mai).

Von **Professor Dr. Karl Heinz Dworczak**-Graz.

„Sollst nach keinem andern fragen, nicht zurückschaun nach dem Land. Faß das Steuer, laß das Zagen!" — In seiner Kantate „Von deutscher Seele" finden sich diese Worte Hans Pfitzners. Sie zeigen uns den fest in sich ruhenden, den kompromißlosen Denker und Musiker. Sein Name ist der eines Eigenen, der trotz vieler widersprechender Züge doch immer er selbst war und ein Ganzer.

Unerbittlich gegen sich, nie um die Gunst der Menge buhlend, lebt er seine Welt, geht seinen Weg, den Weg eines ringenden Künstlers, der sich seiner Sendung bewußt ist. Die Fremde — Pfitzner ist am 5. Mai 1869 als Kind einer Musikerfamilie in Moskau geboren — führte ihn zur deutschen Romantik. Der Vater stammt aus Sachsen, wo ja auch Wagner, Schumann und Marschner zu Hause sind; die Mutter kommt aus Norddeutschland, das uns Johannes Brahms schenkte. Das Leben des jungen Musikers war voll bitterer Enttäuschungen. Frankfurt, Koblenz, Berlin, München, Straßburg, München und Berlin sind die Stationen; Musiklehrer war er, Konzertdirigent und schließlich Leiter der Musikklasse für Komposition in der Reichshauptstadt. In Unterschoondorf am Ammersee liegt der Besitz, der jetzt dem Schaffenden die nötige Stille bietet.

Lange mußte Hans Pfitzner um Anerkennung ringen. Bei seinem ersten Konzert soll das Publikum aus einem einzigen Zuhörer bestanden haben. Der Komponist lud diesen sowie die Mitwirkenden zu sich zum Abendessen, an das sich dann die musikalischen Darbietungen schlossen. Auch nach der ersten großen Aufführung im Jahre 1893 versagte sich ihm Berlin. Zwangsläufig verschrieb er sich damals Schopenhauer. Zwangsläufig wappnet er sich auch zuweilen mit Ironie gegen die Umwelt. Diese Ironie verbirgt dann seinen reinen Ernst, verbirgt seinen unerschütterlichen Glauben an die sittlichen Werte der Musik, verbirgt auch diesen von stärkster Empfindsamkeit durchpulsten Künstler, der mit einer wahren Ekstase zu lieben und zu hassen versteht, der aber auch von sich sagt, er könne „das zeitlich Trübe nicht mehr zwingen aus der Seele".

Pfitzners Abneigung richtet sich gegen alles, was seiner Eigenart, seiner Auffassung widerstreitet. Begreiflich, daß dabei die Vertreter der „modernen" Musik zum Teil sehr schlecht wegkamen. So schreibt er einmal: „Das Verfälschen, das Gewissenlose, Kecke, überwuchert jetzt so, daß, wer nicht ganz entsagen, aufgeben, loslassen und verzichten will, es nicht mehr beim schlichten Schaffen lassen kann, er würde im tiefsten Dunkel verkümmern und um sich herum einen wüsten Garten treiben lassen, der auf in Samen schießt. Er muß von Zeit zu Zeit die Hand von der Arbeit sinken lassen und, wenn nicht sich Bahn machen, so doch wenigstens orientieren und fragen: Wo befinde ich mich? — Wie ist die Lage? — Auf welchem Boden stehe und arbeite ich?"

Von der sittlichen Kraft Wagners ganz durchdrungen, will Pfitzner doch kein Nachbeter des Meisters von Bayreuth sein. Der absoluten Musik zustrebend, die nicht das Wort zum Ausgangspunkt nimmt, verlangt er, daß die Musik immer nur aus sich selbst heraus begriffen werde. Er lehnte die Expressionisten ab, ohne sich freilich bewußt zu sein, wie stark die Ausdrucksmittel seiner selbständigen Polyphonie diesen verwandt sind. Für ihn ist der melodische Einfall entscheidend. Pfitznerisch und in ihrer Art einmalig bleibt die Verbundenheit von Einfall und Form. Einmalig auch das Edle und die hohe Sittlichkeit seiner Musik, deren Keuschheit zur farbenfreudigen Lebensbejahung eines Richard Strauß in stärkstem Gegensatz steht. Es ist die durchgeistigte und zeitlose Musik eines Denkers, die aus einem unbestimmten Sehnen heraus Fragen nach dem Letzten aufwirft. Sie schließt die ganze Vielfalt der deutschen Volksseele in sich, diese Musik; den grüblerischen Ernst, die Tiefe der Empfindung, das faustische Suchen und den Sinn für echten Humor. Was Pfitzner über die Romantiker schrieb, gilt auch für ihn: „Ihre Hauptmission lag in dem Aufdecken der tiefsten Mysterien des nationalen Seelenlebens, Musik als Seele der Nation, das Wiedererkennen über Raum und Zeit bildet den Zauber ihrer Kunst."

Pfitzners schöpferisches Schaffen zeichnet sich nicht nur durch Tiefe, sondern auch durch Vielseitigkeit aus. Von seiner Wiederbelebung der Kantate sprachen wir schon. Auch als Musikdramatiker steuert er auf die absolute Musik zu, wobei er in der Dichtung das Entscheidende für die Durchführung der künstlerischen Gesamtidee sieht. Wer im Theater nur spannende, von äußerer Dramatik getragene Szenen sucht, wird bei Pfitzner, für den eher Nietzsches Erklärung der mit dem Drama sich deckenden Sinfonie gilt, allerdings wenig auf seine Rechnung kommen. Das Mysterienspiel „Der arme Heinrich", sieben Jahre vor Gerhart Hauptmanns gleichnamigem Drama entstanden, setzt durch seine Frühreife in Erstaunen; bei der Uraufführung in Mainz zählt der Komponist erst fünfundzwanzig Jahre. Legendenhaft und rührend ist dieses der Welt abgekehrte, das Opfer der Liebe verherrlichende Drama der Erlösung. Die feierliche, episch-breite Musik zeigt den Meister der Stimmungsmalerei, der durch Klangmischungen von ganz seltener Art überrascht. Auch die sinnbildhafte „Rose vom Liebesgarten" verarbeitet Wagners Erlösungsgedanken; romantische Sehnsucht durchzieht ihre duftige, leuchtende Musik. Das ungemein zarte, filigranhafte Werkchen „Christelflein" wendet sich mit seiner melodischen, leicht ver-

ständlichen Musik an unser Gemüt und bildet ein willkommenes Gegenstück zu Humperdincks Weihnachtsoper Weihnachtsoper „Hänsel und Gretel". Verzichten und Erlösen spricht aus der von einem hohen Ethos getragenen mythischen Legende „Palestrina"; edle Schönheit müde sinnender Musik klingt aus diesem weltanschaulichen Werk. Im frühromantischen Drama für Musik „Das Herz" wird die Verbindung mit der alten Nummeroper wieder aufgenommen; es führt der musikalische Einfall. Wir nennen schließlich noch die Musik zu Ibsens „Fest auf Solhang", sowie zu Kleists „Käthchen von Heilbronn".

Die rund hundert Lieder, ein Strauß blühender Blumen, knüpfen in ihrem aus der Stimmung erwachsenden Melodienreichtum an Schumann und Franz, an Jensen und Brahms an. Viel Entrücktes, viel Schwermütiges liegt in ihnen. Jedes wirkt gesetzmäßig in der Form und als geschlossenes Ganzes.

Pfitzners in Schönheiten reiche Kammermusik, deren Ausgangspunkte bei Schumann und Brahms zu suchen sind, muß man mehrmals hören, um ihrem Wesen näher zu kommen. Wer aber die gotischen Linien des Einsamen, in sich Ruhenden zu deuten weiß, wird von der Atmosphäre dieser Reinheit des Herzens immer mehr gefangen genommen. Man merkt das Ringen mit dem Ausdruck, bewundert aber zugleich, wie sich Einfall, Durchführung und Form decken.

Der heute Siebzigjährige kennt kein Rasten, nie wird er die Feile aus der Hand legen. Andere Romatiker mögen eine sinnlichere, eine leidenschaftlichere Musik schreiben. An Innerlichkeit aber ist Hans Pfitzner kaum mehr zu überbieten. Und das ist das Deutsche an ihm.

Rundfunk-Merkwürdigkeiten.

Von Eckart Klein.

Heute gehört das Funkgerät zu den wichtigsten Bordinstrumenten des Luftfahrzeuges. Man wird aber auch einmal anderer Meinung. Im Anfang des Jahrhunderts wurde ein Parseval-Luftschiff zu einer Zwischenlandung gezwungen, da es viel Gas verloren hatte und nicht mehr genügend Auftrieb besaß. Zur Fortsetzung der Fahrt mußte das Schiff wohl oder übel entlastet werden. Man hatte die Wahl zwischen einem riesigen Korb mit Nahrungsmitteln und dem Funk-Offizier mit seinen schweren Funkapparaten. Die Entscheidung war schnell getroffen. Man ließ den bedauernswerten Funker nebst seinen unverstandenen Apparaturen auf der schönen Wiese zurück und verschwand mit den wichtigen Fressalien vor seinen erstaunten Augen wieder in der Luft.

*

Der deutsche Rundfunk wurde bekanntlich während der Inflation begründet. Unter primitivsten Verhältnissen begann er im dritten Stock eines Berliner Geschäftshauses sein Dasein. Den einen verfügbaren Raum teilten aufgehängte Pferdedecken in zwei Teile. Hinter den Decken war die Technik daheim, und die wenigen Quadratmeter davor bildeten den Senderaum. Außer dem Mikrophon wies die Einrichtung einige Stühle, Notenständer, ein Klavier und ein Sprechgerät auf. Dieser Apparat diente im Hauptberuf als Untersatz für das Mikrophon. War ein Vortragender einmal etwas größer, so wurde der Unterschied durch das darunter gelegte Adreßbuch ausgeglichen. Übrigens kostete das zur Dämpfung des Senderaums benutzte Krepp-Papier die Kleinigkeit von 30 Milliarden (allerdings Inflations-) Mark.

*

In der ersten Zeit des Rundfunks stand man den neuen technischen Geräten ziemlich hilflos gegenüber und versuchte sie nach Möglichkeit zu verstecken und zu verdecken, ohne zu bedenken, daß es auch eine Schönheit der Technik gibt. Auf diese Weise erklärt es sich, daß man Zimmerantennen hinter Bilderrahmen und in Lampenschirmen unterbrachte oder gar in Fenstervorhänge einwebte. Auch die ersten Lautsprecher mußten sich manche Verunstaltung gefallen lassen. Sie wurden in Vasen und Porzellanfiguren eingebaut.

*

Ebenso unterschiedlich wie die Organisation des Rundfunks in den einzelnen Ländern sind auch die Hörergebühren. In vielen Staaten, so zum Beispiel in Amerika, werden keinerlei Gebühren erhoben. Manche haben feste Sätze, und wieder andere staffeln sie nach der Art des verwendeten Empfängers. Eine wohl einzig dastehende Regelung finden wir in der Südafrikanischen Union. Hier ist die Höhe der Rundfunkgebühr von dem Abstand zwischen Empfangsort und Sender abhängig. Ein 50 Meilen entfernter Hörer muß rund doppelt soviel bezahlen, wie derjenige in 250 Meilen Entfernung.

*

In Australien waren anfangs nur versiegelte Empfänger zugelassen, so daß jeder Rundfunkhörer lediglich Sender empfangen konnte, bei dem er Gebühren entrichtet hatte. Aber schon nach zwei Jahren sah man das Unsinnige ein und wandte sich der bei uns üblichen Art der Gebührenerhebung zu.

*

In Amerika und England werden kleine tragbare Sender und Empfänger weitgehend von der Polizei benutzt. Es gibt eine große Anzahl von Ausführungen; eine davon befindet sich im Helm der Polizisten. Die Zentrale kann dadurch die Beamten sofort zur Verbrecherjagd heranziehen.

*

Der höchste Turm Europas ist nicht etwa der Eiffelturm, wie vielfach angenommen wird, sondern der Antennenturm des Budapester Senders. Mit seiner Höhe von 307 Metern dürfte er zugleich auch der höchste Sendeturm der Welt sein.

*

Die amerikanische Schuhindustrie hatte über einen schlechten Absatz zu klagen. Sie suchte die Ursache dieser Erscheinung zu ergründen und fand sie auch. Man höre und staune: Der mangelhafte Schuhverkauf war nach ihrer Meinung darauf zurückzuführen, daß täglich 30 bis 40 Millionen Amerikaner einige Stunden lang zu Hause sitzen und Radio hören und während dieser Zeit keine Stiefel verbrauchen. Zur Abhilfe forderte man allen Ernstes die Stillegnug sämtlicher Rundfunksender für einen Tag!





„Bitte. sagen Sie mir, ist denn dieser Lebertran auch frisch?"

„Ja, glauben Sie denn, daß wir jedesmal einen Wal schlachten, wenn Sie für 25 Pfennig Lebertran kaufen wollen?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.